Zeitschrift des Max-Planck-Instituts für Rechtsgeschichte und Rechtstheorie
Journal of the Max Planck Institute for Legal History and Legal Theory

Rechts Rg geschichte

Rechtsgeschichte
Legal History

www.lhlt.mpg.de

http://www.rg-rechtsgeschichte.de/rg34
Zitiervorschlag: Rechtsgeschichte – Legal History Rg 34 (2026)
http://dx.doi.org/10.12946/rg34/224-225

Rg 34 2026 224 – 225

Martina Schrader-Kniffki *

Indigene Autorschaft und lateinische Gelehrsamkeit in Neuspanien

[Indigenous Authorship and Latin Scholarship in New Spain]

* Johannes Gutenberg-Universität Mainz, FB 06, schradma@uni-mainz.de

Dieser Beitrag steht unter einer Creative Commons Attribution 4.0 International License

Martina Schrader-Kniffki

Indigene Autorschaft und lateinische Gelehrsamkeit in Neuspanien*

Andrew Lairds *Aztec Latin. Renaissance Learning and Nahuatl Traditions in Early Colonial Mexico* nimmt Latein als Ausgangspunkt, um eine zentrale Debatte der Kolonialforschung neu zu beleuchten: die Frage, wie europäische und indigene Wissenssysteme im frühkolonialen Mexiko aufeinandertrafen – und wer diesen Prozess gestaltete. Bereits die einleitende Deutung des mexikanischen Gründungsmythos – des Adlers mit der Schlange – fungiert als programmatische Setzung: Laird liest dieses ikonische Bild nicht als Ausdruck prähispanischer indigener Tradition, sondern als hybrides Produkt, in dem sich mesoamerikanische und antike Motivtraditionen überlagern. Diese Perspektive zielt auf eine grundlegende Revision etablierter Dichotomien. Weder ›indigen‹ noch ›europäisch‹ erscheinen als analytisch stabile Kategorien; vielmehr zeigt Laird, dass kulturelle Formen im kolonialen Kontext systematisch durch Überlagerung, Übersetzung und Re-Kontextualisierung entstehen.

Der argumentative Kern des Buches liegt in der Neubewertung des Lateins in diesem Kontext. Laird wendet sich gegen ein älteres Forschungsparadigma, das die Rolle des Lateins in Neuspanien auf seine Funktionen als Missions-, Verwaltungs- oder Gelehrtensprache europäischer Akteure reduziert und indigene Akteure zu passiven Empfängern europäischer Bildung macht. Dem setzt er die These entgegen, dass Latein als Kontaktzone fungierte, in der unterschiedliche Wissensordnungen aufeinandertrafen und ineinander übergingen. In dieser Kontaktzone agierten indigene Gelehrte als aktive Akteure innerhalb der humanistischen Bildungswelt des 16. Jahrhunderts. Besonders wichtig ist dabei das *Colegio de Santa Cruz* in Tlatelolco, das Laird als institutionellen Knotenpunkt dieser transkulturellen Wissensproduktion interpretiert. Hier setzt eine weitere zentrale Korrektur an: Entgegen der verbreiteten Annahme, das *Colegio* habe primär Kleriker ausgebildet oder indigene Schüler als Hilfspersonal missionarischer Projekte instrumentalisiert, postuliert Laird, dass es sich um ein ambitioniertes humanistisches Bildungsprojekt handelte. Der Lehrplan – Grammatik, Rhetorik, Dialektik, Philosophie – orientierte sich eng an europäischen Modellen, zielte jedoch auf die Ausbildung indigener Führungspersönlichkeiten. Für Lairds Argument ist gerade diese Ambivalenz zentral: Humanistische Bildung war einerseits Teil kolonialer Machtstrukturen und andererseits ein Instrument indigener Selbstermächtigung. Die Stärke der Studie besteht darin, dass diese These nicht abstrakt behauptet, sondern konsequent anhand konkreter Textanalysen entwickelt wird. Methodisch verbindet Laird dabei klassische Philologie, Kolonialgeschichte und Nahuatl-Studien und stützt sich auf eine außergewöhnlich breite Basis an Manuskripten, Druckwerken und Bildungsprogrammen. Im Zentrum steht die These, dass der Renaissancehumanismus in Neuspanien nicht nur übernommen, sondern durch indigene Beteiligung transformiert wurde. Latein erscheint dabei als Kontakt- und Vermittlungssprache zwischen Nahuatl, Spanisch und europäischen Gelehrtendiskursen, so dass koloniale Wissensproduktion als mehrsprachiger und dynamischer Prozess verständlich wird.

Die Studie gliedert sich in mehrere thematisch verbundene, aber auch eigenständig lesbare Kapitel. Zusammen zeigen sie anhand von Analysen einer Vielzahl unterschiedlicher Textgenres – darunter Grammatiken, Wörterbücher, medizinische Kräuterhandbücher, literarische Texte und Petitionsschreiben – welche Ausprägungen Hybridität in Kultur und Sprache annehmen kann. Ein Ausgangspunkt ist die Rolle des europäischen Humanismus und der frühen Missionare. Figuren wie Zumárraga oder Quiroga werden als Vertreter eines Bildungsprojekts dargestellt, das die indigene Bevölkerung einbezog und sich an humanistischen Idealen orientierte. Laird zeigt zudem, dass Evangelisierung nicht nur sprachlich, sondern auch visuell und multimedial vermittelt wurde. Selbst ikonische Darstellungen wie der sogenannte Aztekenkalender werden als hybride Konstruktionen

* Andrew Laird, Aztec Latin. Renaissance Learning and Nahuatl Traditions in Early Colonial Mexico, New York: Oxford University Press 2024, xvii + 465 p., ISBN 978-0-19-758638-9

analysiert, in denen europäische und indigene Modelle zusammenwirken. Besondere Aufmerksamkeit gilt der Grammatiktradition und der Übertragung europäischer Sprachmodelle auf indigene Sprachen. Ein Kernkapitel widmet sich lateinischen Texten indigener Autoren. Diese zeigen ein hohes Maß an rhetorischer Kompetenz und bewegen sich souverän innerhalb der humanistischen Tradition, so dass sie weder als bloße Imitationen noch als defizitäre Varianten europäischen Lateins verstanden werden können. Vielmehr handelt es sich um bewusst gestaltete Texte, die klassische rhetorische Formen adaptieren, um spezifisch indigene Anliegen zu artikulieren. Die Verwendung ciceronianischer Topoi in Petitionen an den spanischen König ist hierfür ein paradigmatisches Beispiel: Latein fungiert hier als Medium politischer Selbstrepräsentation innerhalb kolonialer Machtverhältnisse.

Ein weiterer zentraler Argumentationsstrang betrifft die Rolle der Übersetzung. Laird weist nach, dass die Beziehungen zwischen Nahuatl, Spanisch und Latein nicht als lineare Transferprozesse beschrieben werden können. Stattdessen handelt es sich um zirkuläre, mehrschichtige Transformationsprozesse, in denen Texte mehrfach überarbeitet, angepasst und neu kontextualisiert werden. Diese Beobachtung kulminiert in der Analyse der Aesop-Fabeln, die im Umfeld des *Colegio* zirkulierten. Hier unterläuft Laird implizit ein Grundmodell der klassischen Übersetzungstheorie: die Vorstellung eines stabilen Ausgangstextes. Die Fabeln existieren in Neuspanien als Netzwerk von Versionen, die sich zwischen den Sprachen bewegen, ohne eindeutig auf ein ›Original‹ zurückgeführt werden zu können. Übersetzung erscheint damit nicht als Übertragung, sondern als produktiver Prozess, der neue Texte hervorbringt. Besonders pointiert ist Lairds Beobachtung, dass sogar lateinische Fassungen Spuren nahuatlischer Transformationen tragen. Latein wird also nicht nur verwendet, sondern selbst verändert – ein Befund, der im Begriff des ›Aztec Latin‹ theoretisch verdichtet wird. In ähnlicher Weise argumentiert Laird in seiner Analyse des *Libellus de medicinalibus indorum herbis*. Auch hier zeigt sich, dass Übersetzung nicht auf lexikalische Äquivalenz reduziert werden kann. Der Text transformiert ein nahuatlsprachiges medizinisches Wissenssystem so, dass es in den Kategorien europäischer Gelehrtenmedizin artikulierbar wird. Übersetzung ist also immer auch eine epistemische Operation: Es werden nicht nur Wörter übertragen, sondern Wissensordnungen reorganisiert.

Insgesamt eröffnet die Studie eine neue Perspektive auf die frühkoloniale Schriftkultur Mexikos. Latein erscheint nicht länger ausschließlich als Sprache der Kolonialmacht, sondern auch als Medium indigener Agency. Besonders die Praxis des Schreibens von Reden, Briefen und Kommentaren förderte eine aktive Aneignung klassischer Modelle. Indigene Autoren bewegten sich dabei nicht nur imitierend, sondern entwickelten eigenständige Ausdrucksformen, die lokale Themen in universale Diskurse einbanden. Diese Dynamik zeigt sich auch in der Auswahl der Themen, die häufig politische, rechtliche und historische Fragen betrafen. Darüber hinaus verdeutlicht die Studie, dass die gleichzeitige Verwendung von Nahuatl, Spanisch und Latein zu komplexen Wechselwirkungen führte, die sich auf Wortschatz, Syntax und Argumentationsstrukturen auswirkten. Laird plädiert daher für eine stärkere Berücksichtigung solcher translingualer Prozesse in der Forschung. Seine Analysen legen zudem nahe, dass Übersetzung nicht als linearer Transfer, sondern als rekursiver Prozess verstanden werden muss, in dem Bedeutungen kontinuierlich angepasst und neu ausgehandelt werden. Schließlich hebt er hervor, dass diese Formen der Wissensproduktion langfristige Auswirkungen hatten und die intellektuelle Landschaft Neuspaniens nachhaltig prägten. Diese Perspektive eröffnet vergleichende Anschlussmöglichkeiten zu anderen kolonialen Kontexten, in denen europäische Bildungstraditionen mit lokalen Wissenssystemen interagierten. Lairds Ansatz macht deutlich, dass solche Begegnungen durch Aushandlungsprozesse geprägt sind, die sowohl Konflikt als auch Kreativität einschließen. Besonders relevant ist hierbei die Beobachtung, dass Autorität nicht ausschließlich aus der Nähe zu europäischen Normen resultierte, sondern auch aus der Fähigkeit, unterschiedliche Traditionen produktiv zu verbinden. Indigene Gelehrte nutzten diese Spielräume, um eigene Positionen zu formulieren und ihre gesellschaftliche Rolle zu stärken. Abschließend lässt sich festhalten, dass Lairds Untersuchung nicht nur neue Quellen erschließt, sondern auch methodische Impulse liefert. Sie fordert dazu auf, philologische Präzision mit kulturhistorischer Sensibilität zu verbinden und Mehrsprachigkeit und Translation als konstitutive Elemente historischer Wissensproduktion ernst zu nehmen. Gerade in der Verbindung von Detailanalyse und übergreifender Interpretation liegt die besondere Stärke der Studie.

■